

Die Kirche in der urbanen Transformation

Ein Impulsvortrag von Davide Brocchi, Köln

Eine Frage, die mich sehr bewegt, ist die Frage des Umgangs mit der Vielfalt in unserer Gesellschaft. Mit Vielfalt meine ich die Biodiversität genauso wie die kulturelle Vielfalt. Jeder von uns trägt eine Vielfalt in sich. Diese innere Buntheit macht uns einerseits unberechenbar, andererseits aber auch lebendig.

Die Vielfalt ist eine zentrale Herausforderung für die Arbeit in den Quartieren, und ist gleichzeitig eine Chance für die Gesamtentwicklung der Gesellschaft.

Wie gehen Christentum, Judentum und Islam mit der Frage der Vielfalt um? Sehen sie die Buntheit als Gefahr oder als Chance? Die Frage des Umgangs mit der Vielfalt überschneidet sich stark mit der Frage des Umgangs mit der inneren Natur des Menschen. Wird in den Religionen die Lebendigkeit wertgeschätzt - oder als Quelle der Sünde betrachtet und entsprechend unterdrückt? In der Genesis ist Eva, die sich für die Ursünde verantwortlich macht – „Eva“ bedeutet etymologisch „Lebendigkeit, Leben“. Muss also die Lebendigkeit der Vernunft (= Adam) unterordnet werden, so dass eine Ordnung garantiert wird?

Für die Weiterentwicklung der Kirche; für eine Kirche, die in den Quartieren transformativ wirken will, ist die Frage des Umgangs mit Vielfalt und Lebendigkeit von zentraler Bedeutung.

Ich bin in einem Dorf auf dem Land in Italien aufgewachsen. Das Teilen miteinander, die Pflege des sozialen Zusammenhalts oder eine Landwirtschaft ohne Chemie war dort nicht die Zukunft, sondern die Normalität seit Generationen. Dort habe ich gelernt, dass Menschen über ein unschätzbares wertvolles Wissen verfügen können, selbst wenn sie keine Schule besucht haben. Doch in der Modernisierung wurde dieses Wissen mit Rückständigkeit gleichgesetzt, als eine Form von Armut betrachtet. Was die einen „Entwicklung“ oder „Entwicklungshilfe“ nennen, habe ich ab den 1970ern als Zerstörung der lokalen Kulturen erlebt – jene Kulturen, die für Jahrhunderte das Gleichgewicht mit der Natur aufrechterhalten haben.

Die Anwendung der Chemie in der Landwirtschaft hat die Krebsraten nach oben schießen lassen. Eine funktionalistische Bauweise aus Stahl und Beton hat die alte Bauweise aus Backstein nach und nach ersetzt. Die Identifikation mit dem Dorf und der soziale Zusammenhalt sind verloren gegangen. Heute haben die Menschen viele Freunde auf Facebook, doch wenn sie sterben, merkt es kaum jemand; kaum jemand geht zur Beerdigung – ganz anders als in unserem alten Dorf.

Viele Probleme in unserer Gesellschaft sind das Ergebnis einer Entwicklung, die eine Monokultur materialisiert und die Vielfalt zerstört. Es herrscht heute eine ökonomische Monokultur, die den Profit vor die Menschen und die Natur stellt.

2005 erkannte die UNESCO, dass die kulturelle Vielfalt für die Widerstandsfähigkeit von sozialen Systemen genauso wichtig ist, wie die Biodiversität für das Gleichgewicht von Ökosystemen. Trotzdem dominiert im Westen eine Angst vor der Vielfalt. Es werden heute nicht nur Mauern um die Wohlstandsinseln gebaut. Viele unsichtbare Mauern gibt es auch innerhalb der Städte. Selbst in der gleichen Straße leben die verschiedenen Milieus eher nebeneinander als miteinander.

Wie kann man diesen Zustand ändern? Wie kommen wir zu einer Transformation, die die Vielfalt, die Lebendigkeit zum freien Ausdruck verhilft, statt sie zu unterdrücken oder gar zu zerstören? Das ist eben, was ich unter „Nachhaltigkeit“ verstehe.

Wahrscheinlich können wir eine Transformation zur Nachhaltigkeit nicht das ganze Jahr lang in einer ganzen Stadt durchsetzen. Aber wie wäre es, wenn wir mit einem Tag in einem Quartier beginnen? Das ist im Wesentlichen die Idee des „Tags des guten Lebens“.

Während die Modernisierung und die Globalisierung von oben nach unten, vom globalen zum lokalen, zentralistisch vorgegeben worden sind, geht es beim „Tag des guten Lebens“ um eine Stadtentwicklung von unten, um eine Transformation vom Lokalen zum Globalen. Was das gute Leben sein soll, wird hier nicht von oben vorgegeben. Es sind die Bürger*innen selbst in den Quartieren, die darüber diskutieren und gemeinsam bestimmen: In was für einer Stadt wollen wir leben? Wie wollen wir zusammenleben? Welche Mobilität oder Wohnpolitik wollen wir in unserem Kiez?

Die Bürger*innen entwickeln gemeinsam ihr eigenes Entwicklungsprogramm für die Stadt und dürfen es am „Tag des guten Lebens“ im Quartier umsetzen. Sie dürfen für einen Tag das eigene Quartier selbst regieren, direkte Demokratie wird an diesem Tag lebendig.

Weil die Räume für die Vielfalt und für Alternativen im Alltag immer enger werden - die Stadt wird zunehmend privatisiert, kommerzialisiert oder durch Autos besetzt – entsteht am „Tag des guten Lebens“ einen großen Freiraum auf den Straßen und den Plätzen, indem sie komplett autofrei sind, das heißt auch ohne geparkte Autos. Am „Tag des guten Lebens“ darf man das eigene Quartier aus einer komplett anderen Perspektive erleben: ohne Autos. Auf den autofreien Straßen dürfen dann die Nachbarschaften alles machen, unter der Bedingung das nichts gekauft und nichts verkauft werden darf. Lediglich das Teilen miteinander und das Schenken sind erlaubt.

Wofür so ein Tag?

Was man selbst mitgestalten und erleben darf, ist viel überzeugender, als das bloß darüber Reden. Die Alternativen in dieser Verdichtung und auf großem Gebiet mitgestalten zu dürfen; sie gemeinsam erleben zu dürfen, das ist die nachhaltigste Wirkung dieses Tages. Die Menschen erfahren in diesem Prozess eine kollektive Selbstwirksamkeit – und werden sich von ihrer gemeinsamen Kraft bewusst.

Was an einem Tag möglich ist, kann das ganze Jahr lang möglich sein. Der Weg zum „Tag des guten Lebens“ ist das eigentliche Ziel. Nachbarschaft wird nicht nur als solidarische Kraft verstanden und gestaltet, sondern auch als politische – eine Kraft, die zum Beispiel mit einer Stimme gegenüber Investoren spricht oder Druck ausübt, um die Rahmenbedingen des Zusammenlebens zu ändern.

Seit 2013 findet der „Tag des guten Lebens“ in Köln einmal pro Jahr statt, in wechselnden Quartieren. Inzwischen arbeitet auch Berlin an einem „Tag des guten Lebens“, er soll dort 2020 in drei Kiezen gleichzeitig stattfinden. Es gibt Initiativen für den „Tag des guten Lebens“ in Kiel und in Dresden. Auch in Altona hat unter anderem das Haus Drei Interesse an der Umsetzung. Inzwischen hat sich ein Bündnis für einen bundesweiten „Tag des guten Lebens“ gebildet.

Ich hatte die Idee für einen solchen Tag 2011, eine Auszeichnung motivierte mich damals weiterzumachen. Es war inmitten der Finanzkrise, sie war Ausdruck einer tiefen Vertrauenskrise in unserer Gesellschaft. Eine Vertrauenskrise gab es auch in Köln, zwischen Bürgern und Institutionen, nach dem Einsturz des Historischen Stadtarchives 2009.

Wenn die Finanzkrise und die Krise der Demokratie Ausdruck einer breiten Vertrauenskrise in unserer Gesellschaft sind, dann stellt sich die Frage, wo das Vertrauen wieder entstehen und gepflegt werden kann; das Vertrauen, das für eine faire Ökonomie und eine starke Demokratie nötig ist. Das ist nicht in den virtuellen Räumen von Facebook, sondern dort wo sich die Menschen *persönlich* begegnen können – nämlich im Lokalen. Deshalb sollten wir mit der Transformation zur Nachhaltigkeit im Lokalen beginnen, weil sie in ihrem Kern die sozialen und die menschlichen Beziehungen betrifft.

Vertrauen ist ein ganz zentraler Aspekt der Transformation – und spielt eine sehr wichtige Rolle auch im Prozess „Tag des guten Lebens“. Vertrauen ist nämlich die Voraussetzung für das Miteinanderteilen.

So hat der „Tag des guten Lebens“ nicht stattgefunden, weil wir viel Geld hatten, gerade am Anfang hatten wir keins, keiner konnte an ein solches Vorhaben wirklich glauben. Der „Tag des guten Lebens“ findet statt, weil viele Bürger*innen kleine und große Aufgaben miteinander teilen. Das heißt, dort wo sich Menschen vertrauen, entsteht Sozialkapital – und Sozialkapital ist die zentrale Ressource der Transformation. Vertrauen ist die Voraussetzung für das Teilen nicht nur

der Bohrmaschine und des Autos, sondern auch für das Teilen von Verantwortung und Solidarität. Wenn sich Menschen in den Quartieren persönlich kennenlernen, dann sinkt die Hemmschwelle zur Partizipation.

In einer Atmosphäre des Vertrauens sind gemeinsame Entscheidungsprozesse viel leichter. Da wo die Produzenten die Konsumenten persönlich kennen, produziert man verantwortlicher. Ein Bauer, der für die eigene Familie Gemüse und Obst anbaut, verwendet schon deswegen weniger Chemie. Quartiere mit viel Sozialkapital sind krisenresistenter, in Spanien haben die Menschen die Finanzkrise dort besser überstanden, wo eine Atmosphäre des Vertrauens herrschte. Als sie den Job verloren haben, haben sie Tauschringe in der Nachbarschaft gebildet.

Wie können wir eine Atmosphäre des Vertrauens im Lokalen fördern? Ausgerechnet die AFD liefert uns eine zentrale Erkenntnis zu dieser Frage.

Wenn die AFD Inbegriff einer Kultur des Misstrauens gegenüber dem Fremden ist, dann ist interessant zu beobachten, dass diese Partei ausgerechnet dort ihre besten Wahlergebnisse einfährt, wo es am wenigsten Flüchtlingen und Migrant*innen gibt: Sachsen hat nur einen geringen Migrant*innenanteil. Das heißt Misstrauen entsteht dort, wo man dem Fremden im Alltag nicht persönlich begegnet.

In einer Stadt wie Köln, wo ein Drittel der Bevölkerung einen Migrationshintergrund hat, bekommt die AFD hingegen nur wenige Stimmen. Der Fremde bleibt also so lange fremd, bis man ihm persönlich begegnet.

Das heißt, wenn wir Vertrauen fördern wollen; wenn wir wollen, dass die Vielfalt im Quartier mehr miteinander als nebeneinander lebt, dann müssen wir im Quartier Möglichkeiten der sozialen Interaktion schaffen. Was würde in unserer Gesellschaft passieren, wenn nicht nur Einheimische und Flüchtlinge, sondern auch reiche und arme Menschen regelmäßig an einem Tisch zusammen sitzen würden?

Im Lokalen haben wir die besten Voraussetzungen für die soziale Interaktion, also für die Vertrauensbildung, weil die räumliche Nähe an sich die Möglichkeit der persönlichen Begegnung fördert.

Jeder von uns kennt sich eigentlich mit Vertrauensbildung und der Gemeinschaftsbildung aus; jeder von uns hat damit eine lange Erfahrung in der eigenen Familie gemacht, manchmal eine positive, manchmal eine negative. In der Familie muss nicht jeder ein eigenes Auto besitzen, sondern das Auto wird geteilt. Dort wo sich Menschen vertrauen, herrscht eine Form unentgeltlicher Ökonomie, die Marcel Mauss „Schenkökonomie“ nannte. Beim „Tag des guten Lebens“ wird der Vertrauenskreis auf die ganze Nachbarschaft erweitert. Die Schenkökonomie wird in der Nachbarschaft praktiziert.

Was wird benötigt, um den Vertrauenskreis zu erweitern? Wie bringen wir die Vielfalt in einem Quartier zusammen? Dafür braucht es mindestens vier Zutaten:

Die erste Zutat sind Gemeingüter.

Jede Nachbarschaft braucht ein Identifikationsmoment, ein Gemeingut, um sich als solche zu fühlen. Ein Gemeingut ist etwas, das nicht „meins“ oder „deins“ ist; ein Gemeingut ist weder ein privates noch ein öffentliches Gut. Ein Gemeingut ist *unser*. Jede Gemeinschaft braucht ein „Totem“, so hätte es Emile Durkheim ausgedrückt. Jede Vielfalt braucht ein Totem, um zur Gemeinschaft zu werden.

Die Familie definiert sich über die gemeinsame Wohnung und geht entsprechend verantwortungsvoll damit um. Die Familie hält die eigene Wohnung sauber, weil die Wohnung ein Gemeingut ist. Keiner muss die Familie bezahlen oder mit der Polizei kontrollieren, so dass die Wohnung sauber bleibt: Die Familie tut es freiwillig.

Das heißt, wenn die Menschen etwas als Gemeingut betrachten, bewirtschaften sie es nachhaltig – und zwar freiwillig. Bei Urban Gardening Projekte wird eine ganze Fläche im Quartier zum Gemeingut. Diese Fläche gehört der Nachbarschaft, sie wird durch die Nachbarschaft gepflegt, hier kann sich die ganze Nachbarschaft ernähren – ganz ohne Geld. Die Idee des „Tags des guten Lebens“ ist es, ein ganzes Quartier zum Gemeingut zu machen. Wenn die Bewohner*innen den eigenen Kiez oder die eigene Straße als „unser Kiez“ oder als „unsere Straße“ betrachten, dann fördert dies einen anderen Umgang damit, neben dem Gemeinschaftsgefühl.

Was sind die Prinzipien für eine nachhaltige Bewirtschaftung von Gemeingütern? Ich nenne hier die drei wichtigsten und beziehe mich dabei auf die Forschung der Politikwissenschaftlerin Elinor Ostrom, die dafür 2009 den Wirtschaftsnobelpreis erhalten hat.

- Das erste Prinzip ist Kooperation. Quartiere werden als Gemeingut betrachtet und behandelt, wenn man die Bewohner*innen dazu bringt, miteinander zu kooperieren. Beim „Tag des guten Lebens“ machen wir es z.B. durch regelmäßige Nachbarschaftstreffen.
- Das zweite Prinzip ist die Möglichkeit der Selbstverwaltung. Gemeingüter werden nachhaltig bewirtschaftet, wenn sich die Nutzer*innen selbst Regeln geben dürfen und nicht durch höhere Instanzen fremdbestimmt werden. Der „Tag des guten Lebens“ schafft Räume der Selbstorganisation im Quartier. Für jeden „Tag des guten Lebens“ gibt es einen Beschluss der Bezirksvertretung: Die Politik übergibt damit für einen Tag ein ganzes Quartier den Bürger*innen und sorgt gleichzeitig dafür, dass die Straßen autofrei sind. Am Anfang war die Verwaltung in Köln sehr skeptisch: Wenn man den Bürger*innen mehr Macht überträgt, dann kann nur Chaos entstehen. Am Ende war jeder überrascht, dass alles so reibungslos gelaufen ist. Möglichkeiten der Selbstorganisation entstehen dort, wo man den Menschen zutraut, mit Verantwortung umgehen zu können. Ohne Vertrauen in den Bürger*innen kann keine echte

Partizipation und Bürgerbeteiligung geben. Das Wissen der Bürger*innen wird oft unterschätzt, doch die Bürger*innen sind im eigenen Quartier oft DIE Experten.

- Das dritte Prinzip ist das menschliche Maß. Die Größe von Gemeingütern und Gemeinschaften muss dem menschlichen Maß entsprechen. Menschen bringen sich ein, wenn Prozesse überschaubar sind und bleiben. Menschen identifizieren sich eher mit dem eigenen Quartier als mit einer ganzen Stadt oder mit dem Staat – und diese Identifikation ist eine wichtige Voraussetzung, um zu partizipieren.

Und nun eine Idee für die Kirche: Wie wäre es, wenn die Immobilien und die Flächen, die der Kirche gehören, zum Gemeingut in den Quartieren werden? Wie wäre es, wenn auf Flächen der Kirche Urban Gardening-Projekte der Nachbarschaften entstehen und eine gewisse Selbstverwaltung zugelassen wird?

Solche Ideen müssen nicht sofort überall umgesetzt werden, aber man kann auch in der Kirche Realexperimente und Reallabore wagen. Daraus kann dann jeder lernen.

Mit Gemeingütern bringen wir die Vielfalt zusammen. Wenn ein Quartier zum Gemeingut wird, dann betrachten sich die Menschen darin nicht mehr als Deutsche oder Türken, als Reiche oder Arme, sondern als Mitbewohner derselben Wohngemeinschaft. Was machen die Mitbewohner einer Wohngemeinschaft, wenn sie ein Problem haben? Sie setzen sich zusammen, im gemeinsamen Esszimmer oder im Wohnzimmer. Und damit kommen wir zur zweiten wichtigen Zutat für eine nachhaltige Quartiersarbeit.

Es braucht nachbarschaftliche Begegnungsräume im Quartier, in jeder Straße braucht es ein nachbarschaftliches Wohnzimmer.

In der altgriechischen Polis lösten die Bürger ihre gemeinsamen Probleme auf der Agora. Die Agora ist der Ursprung der direkten Demokratie. Die Agora war der Raum, wo die sozialen Beziehungen und die Gemeinschaft gepflegt wurden. Weil die Agora in der modernen Stadtplanung verschwunden ist, werden am „Tag des guten Lebens“ die Straßen eines ganzen Quartiers in eine Agora umgewandelt, indem sie komplett autofrei sind. Was passiert dann? Ohne dass man es den Bewohner*innen vorgibt, bringen sie selbst an diesem Tag Stühle, Tische und Sofas auf die Straßen und essen dort zusammen, mit den Nachbar*innen, während die Kinder nebenan auf den Straßen spielen. Wenn keine Autos fahren, fühlt sich jeder im öffentlichen Raum sicher. Die Bewohner*innen der Quartiere machen am „Tag des guten Lebens“ die Straße ganz spontan zu einem nachbarschaftlichen Wohnzimmer – sie zeigen damit ein Bedürfnis, das in der Stadtplanung kaum berücksichtigt wird.

In den Quartieren fehlen oft die Räume, in denen sich Bürger*innen spontan treffen können – zum Beispiel um den „Tag des guten Lebens“ vorzubereiten, aber auch für gemeinsame Interessen und Ideen.

Die Räume der Kirche stehen uns immer wieder zur Verfügung, das Problem dabei: Sie werden nicht als neutral wahrgenommen; nicht jeder fühlt sich darin gleich willkommen. Deshalb praktizieren wir in Berlin, eine andere Strategie. Wir rotieren mit den Treffpunkten: das erste Nachbarschaftstreffen findet in einem neutralen Raum statt (zum Beispiel eine öffentliche Bibliothek im Quartier), das zweite Nachbarschaftstreffen in der Ev. Kirche, das dritte Nachbarschaftstreffen in der Moschee usw.. Wir versuchen, die verschiedenen Communities in den Quartieren dazu zu bringen, sich gegenseitig zu besuchen, indem jedes Mal eine Community zum Gastgeber für die anderen wird. Damit wird das „unter sich Sein“ der einzelnen Milieus ein wenig durchbrochen.

Die dritte Zutat für die Förderung von Gemeinschaft im Quartier sind gemeinsame Rituale.

Rituale sind Strategien, um die soziale Komplexität zu reduzieren und um Vertrauen zu fördern. Die Familie oder die Freundschaft wird bei gemeinsamen Mahlzeiten oder bei Geburtstagsfesten gepflegt. Die evangelische Gemeinschaft hat eigene Gottesdienste, die muslimische Gemeinschaft hat eigene Rituale. Was können aber Rituale für eine ganze Nachbarschaft sein, die eine ganze Vielfalt in der Nachbarschaft ansprechen?

Der „Tag des guten Lebens“ ist der Versuch eines solchen Rituals. Warum haben wir es nicht „Tag der Nachhaltigkeit“ genannt? Weil eine solche Wortwahl nur eine bestimmte Gruppe von Menschen angesprochen hätte, die sich für Umweltthemen interessiert. Für nachbarschaftliche Rituale im Quartier braucht es eine inklusive Sprache. Wir haben die Menschen selbst abstimmen lassen, wie dieser Tag heißen soll – und „gutes Leben“ bekam die meisten Stimmen.

Ein Ritual hat einen ganz anderen Charakter, wenn es nicht kommerziell ist. Die Wirkung von Ritualen in der Familie ergibt sich aus dem Schenken und Teilen. Diese Wirkung haben viele Straßenfeste nicht mehr, weil es dort um Kommerz geht: Das Teilen findet dort nur unter der Bedingung statt, dass man Geld für etwas zahlt. Das wollten wir beim „Tag des guten Lebens“ nicht. Es macht für das Vertrauen einen großen Unterschied, ob ich dem Nachbar den selbstgemachten Kaffee für ein Euro verkaufe, oder ich ihm den Kaffee schenke und von ihm ein Stück Kuchen bekomme. Dieser Unterschied wirkt sich nachhaltig auf die Beziehungen und die Atmosphäre im Quartier aus. Das Vertrauen, das der „Tag des guten Lebens“ schafft, bleibt im Quartier über den Tag hinaus bestehen – und ich erinnere daran: Vertrauen ist die Voraussetzung für ganz viele wichtige Dinge.

Eine vierte wichtige Zutat für eine nachhaltige Quartiersarbeit sind Möglichkeiten der kollektiven Gestaltung. Menschen identifizieren sich mit Dingen, die sie selbst machen, mehr als mit Dingen, die für sie gemacht werden. Gerade in den Großstädten fühlen sich die Menschen

dort heimisch, wo sie mitgestalten dürfen. Räume der Mitgestaltung sind wichtig für die Integration.

Ein Quartier gemeinsam mitzugestalten, auch nur indem jeder Bewohner das Auto umparkt, um die Straßen autofrei zu bekommen, das schafft an sich Gemeinschaft, mehr als das miteinander Reden. Die verstaubten Räume, in denen junge Menschen in Berlin oder in Hamburg ihre eigenen Clubs einrichten, entfalten eine starke gemeinschaftliche Identifikation, weil sie selbstgemacht sind, egal wie einfach die verwendeten Materialien sind. Hingegen geben die Kommunen manchmal ganz viel Geld aus, um ein tolles Jugendzentrum aufzubauen, und keiner will am Ende hin. Es geht am „Tag des guten Lebens“ darum, sich die Stadt selbstzumachen. Warum lassen wir manche Räume in den Kirchen nicht der Jugend oder den Nachbarschaften selbst einrichten?

Die Transformation braucht neuartige Bündnisse und unkonventionelle Allianzen.

Ich hätte 2011 es allein nie schaffen können, Nachbarschaften zu aktivieren oder die Bezirksvertretungen dazu zu bringen, so ein Vorhaben zuzustimmen. Was habe ich gemacht? Ich habe eine Bewegung für den „Tag des guten Lebens“ in Köln aufgebaut. Ich habe das Konzept an viele Organisationen und Initiativen der Stadt geschickt: „Wenn ihr die Idee gut findet, bitte unterzeichnen“. Es waren nicht nur Umweltinitiativen, sondern auch Kultureinrichtungen, soziale Einrichtungen, die Schulen, die Kirchen... Nach fünf Monaten hatten 60 Organisationen das Konzept unterzeichnet, heute sind es 130. Ich habe die Unterzeichner dann zu einem Treffen eingeladen, wo sich ein Bündnis gebildet hat: die Agora Köln. Auch die Ev. Kirche ist Teil des Bündnisses, die Katholische Kirche wollte es hingegen nicht sein.

Die Breite dieses Bündnisses war wichtig, um die Politik zu bewegen. Alle Beschlüsse in den Kölner Bezirken waren bisher einstimmig, alle Parteien von Links nach Rechts haben zugestimmt. Um die Bevölkerung zu mobilisieren, war jedoch die Buntheit des Bündnisses entscheidend. Eine heterogene Bevölkerung lässt sich am besten durch Vielfalt aktivieren.

Eine Transformation von unten nach oben bedeutet, dass man auch die Kommunen in die Allianzen einbaut, im Sinne einer public-citizen-partnership. Kommunen sind auch das unterste Glied der institutionellen Hierarchie und haben auch die Kosten der Finanzkrise mittragen müssen. Leider entscheiden sich viele Kommunen oft trotzdem für den Standortwettbewerb nach oben, durch Großprojekte und public-private-partnerships, als für die Zusammenarbeit mit den Bürger*innen.

Das Bündnis Agora Köln ist der offizielle Veranstalter des „Tags des guten Lebens“ in Köln. Das Projekt wäre nicht erfolgreich gewesen, wenn die Stadt Köln, ein Unternehmen, eine Kirche oder eine Umweltinitiative allein der Träger wäre, denn dann würde das Vorhaben in die entsprechende mentale Schublade bei den Menschen kommen.

Ein Fehler, den wir damals in Köln gemacht haben, ist, dass wir die Nachbarschaften nicht vom Anfang in die Bildung des Bündnisses einbezogen haben, das heißt manche haben das Bündnis selbst als Fremdkörper im Quartier wahrgenommen. In Berlin sind die Nachbarschaften von Anfang an Teil des Bündnisses.

Das Bündnis bestimmt jedes Jahr den Themenschwerpunkt des „Tags des guten Lebens“: es ist mal nachhaltige Mobilität, mal das Zusammenleben, in Berlin wird es vielleicht die Wohnpolitik sein, denn diese ist dort die stärkste Sorge der Bürger*innen. Das heißt mit einem wachsenden Bündnis, das immer weitere Quartiere durch den „Tag des guten Lebens“ mobilisiert und anbindet, wollen wir die Stadt bewegen und die Stadtentwicklung von unten stärker mitbestimmen.

Es ist wichtig, dass die Themenschwerpunkte rotieren, denn die Inhalte wirken sich selbst selektiv aus. Das Thema Klima zieht ein bestimmtes Publikum an, das Thema Wohnpolitik ein ganz anderes.

Was braucht es, um ein unkonventionelles Bündnis aufzubauen, um die Nachbarschaft zu mobilisieren?

Zuerst Ausdauer, in manchen Quartieren braucht die Mobilisierung und die Vertrauensbildung Jahre, in anderen wenige Monate. Das hängt unter anderem mit der sozialen Ungleichheit zusammen, zum Beispiel zwischen Impulsgebern und Bevölkerung. Je größer die soziale Ungleichheit, desto mehr Zeit braucht die Vertrauensbildung.

Zweitens brauchen Netzwerkarbeit und Partizipationsprozesse keine Anführer, die alles an sich ziehen. Brückenbauer, Vermittlerinnen und Vermittler oder Moderator*innen sind mindestens genauso wichtig wie Macher*innen. Ich bin schon durch meine Biografie ein Grenzgänger. Es geht darum, die Gestaltungsräume nicht selbst zu besetzen, sondern diese den Menschen verfügbar zu machen. Prozesse dürfen auch nicht allzu offen bleiben. Wenn jeder mit jedem über alles diskutieren muss, wird es anstrengend, die Menschen steigen dann schnell aus. Jede Gruppe braucht auch eine Membrane, eine Haut, um funktionieren zu können, aber sie muss eine gewisse Durchlässigkeit behalten. Ein wenig Struktur und eine klare Aufgabeteilung senken die soziale Komplexität bzw. die Überforderung, sie schaffen Handlungsfähigkeit. Es ist wichtig, dass verantwortliche Positionen nie durch eine Person allein besetzt werden, sondern mindestens durch zwei, die sich gegenseitig entlasten und absprechen. Dann müssen die Menschen nicht mit der einen Person allein zurechtkommen, um zu partizipieren; eine Doppelbesetzung wirkt offener. Das miteinander Teilen darf nicht nur gepredigt werden, sondern sollte auf jeder Ebene im Prozess vorgelebt werden.

Drittens: die wichtigsten Brücken bauen die Emotionen. Wir wissen aus der Psychologie, dass das Verhalten der Menschen deutlich stärker durch Emotionen und Gefühle beeinflusst wird, als

durch die Information oder rationale Überlegungen. Das Fühlen ist entscheidender als das Denken!

Auch wenn sich die Menschen durch Religion, politische Präferenz oder soziale Schicht unterscheiden, in ihrer inneren Natur sind sich alle ähnlich. Wenn ein Menschen lacht oder weint, wenn ein Mensch Emotionen zeigt, dann verschwinden die kulturellen oder sozialen Unterschiede. Empathie bedeutet die Kommunikation auf der Ebene des menschlichen Kernes. Das heißt, Formate der Kommunikation, die das Fühlen ansprechen, sind viel inklusiver – als ein Workshop mit einer PowerPoint-Präsentation.

Emotionen drücken sich durch den Habitus aus, den wir mit uns oft unbewusst tragen. Unser Habitus lügt nicht und hat eine stärkere Wirkung auf die Menschen, als das was wir sagen. Wenn ich mit meiner Rolle vor die Menschen auftrete, als Professor, Bürgermeister oder Priester, habe ich eine andere Wirkung, als wenn ich ohne Maske oder Rolle auftrete. Eine Kommunikation von Mensch zu Mensch ist immer inklusiver, doch nicht jeder ist bereit den sozialen Status abzulegen: Gerade in Deutschland spielt Status kulturell eine sehr wichtige Rolle, nicht unbedingt eine positive.

Tatsache ist, die Kommunikation wirkt authentisch und überzeugend, wenn die Botschaft mit dem Medium übereinstimmt; wenn das WAS der Kommunikation mit dem WIE übereinstimmt. Unkonventionelle Allianzen und Partizipation klappen nur dann, wenn eine Augenhöhe vorhanden ist. In einem Kontext der sozialen Ungleichheit muss man immer einen Ausgleich schaffen, zum Beispiel durch eine Moderation, die Menschen öfter zu Wort kommen lässt, die sich sonst schämen.

Ein paar letzte Punkte sind noch ganz wichtig:

- Ich habe die Erfahrung gemacht, dass eine Professionalisierung der Strukturen zwar die Kontinuität der Quartiersarbeit sichert, aber die Partizipation gleichzeitig hemmt. Die Leute fragen sich: „Wenn er für seine Arbeit bezahlt wird, warum muss ich ehrenamtlich arbeiten?“. Ökonomisches Kapital und Sozialkapital streiten sich oft. Das ist eine wichtige Frage für die ganze Gesellschaft: Wie kann heute in einem durchökonomisierten Kontext Sozialkapital entstehen und bestehen?
- Wenn die Dorfgemeinschaft in Italien, in der ich aufgewachsen bin, das Vorbild meiner Arbeit wäre, dann wäre ich eben dort geblieben. Aber ich wollte irgendwann weg, weil diese Form von Gemeinschaft sich hemmend auf die Selbstentfaltung des Individuums auswirkte. Man bekam dort Solidarität, nur wenn man bereit war, sich unterzuordnen und die innere Buntheit unterdrückte. Historisch kennen wir den Kollektivismus sehr gut, der die Individualität negiert – oder den Individualismus, der das Gemeinwesen negiert. Aber wie geht die „weltoffene Gemeinschaft“, die Individualität mit Gemeinwesen verbindet? Beim „Tag des guten Lebens“ geht es nicht um die Übertragung der Dorfgemeinschaft auf die Stadt. Viel mehr verbinde ich

mit diesem Realexperiment die Frage, wie „weltoffene Gemeinschaft“ überhaupt geht und gehen kann. Wie sieht eine Gemeinschaft aus, die Vielfalt nicht unterdrückt, sondern wertschätzt? Wie sieht eine weltoffene Kirche aus? Weltoffene Gemeinschaften erfordern eine hohe Toleranz für den Widerspruch, wie sehr sind wir bereit, den Widerspruch zuzulassen?

Auch eine Familie ist nicht unbedingt ein Ort der Harmonie. Vergessen wir nicht, dass in Deutschland viele Menschen in der eigenen Familie umgebracht werden, deutlich mehr als durch islamischen Terror. Die Herausforderung für die Gemeinschaftsarbeit liegt nicht nur da draußen, beim Fremden, sondern auch im Eigenen.

2017 hat der „Tag des guten Lebens“ den ersten Deutschen Nachbarschaftspreis der Stiftung nebenan.de erhalten, unter 1.300 Bewerbern bundesweit. Ist es deshalb ein Patentrezept für die Transformation der Quartiere zur Nachhaltigkeit?

Nein. Patentrezepte und Vielfalt vertragen sich nicht. Es kann keine Patentrezepte für den Wandel geben, auch weil jede Stadt, jedes Quartier eine Eigenart, einen Eigensinn hat. Genau das ist, was internationale Investoren oder politische Institutionen oft übersehen. Was für eine Stadt oder ein Quartier gut ist, ist nicht unbedingt für alle Städte und Quartiere gut. Keine Monokultur der Entwicklung kann nachhaltig sein.

Die Herausforderung von partizipativ angelegten Prozessen ist, dass man sie nicht vorplanen kann; man kann Partizipation nicht vorschreiben. Warum das? Weil es um Menschen geht, und nicht um Maschinen. Es geht darum, die Menschen als Subjekte statt als Erziehungsobjekte unserer Arbeit zu betrachten.

Weil es keine Patentrezepte für die Transformation gibt, müssen wir sie als Lernprozess verstehen – auch in den Quartieren. Lernprozesse bedeuten auch, dass man immer bereit sein muss, die eigene Rolle darin immer wieder kritisch zu reflektieren. Individuelle und kollektive Lernprozesse brauchen Reallabore und Realexperimente, woraus Erkenntnisse für alle entstehen können. Der „Tag des guten Lebens“ ist ein Reallabor. Das Spielen mit Alternativen, das Simulieren mutiger Innovationen im Lokalen ist ein guter Weg, um Ängste gegen Veränderungen abzubauen. Wir brauchen in unserer Gesellschaft und vielleicht auch in der Kirche mehr Freiräume, mehr Nischen für Realexperimente und Reallabore, um uns auf die Zukunft vorzubereiten. Nur in der Vielfalt bleiben wir lernfähig.

Vielen Dank!